

Unser Planet.

B l ä t t e r
f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 112.

(VII. Jahrgang.)

D i e n s t a g, den 10. Mai.

1836.

Die beiden Perlenchnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Mehr als die schimmernde Armida, mehr als die lebensfrohe Rosa zog ihn das sanfte Wesen an, und nicht Kälte und Laune waren die Gründe, die ihn jetzt plötzlich fort von ihr trieben. Mit stiller Sehnsucht blickte sie ihm nach.

Armida hoffte von Wallbrück einige feine Schmeicheleien über ihr neues Costüm zu vernehmen, er aber schwieg, gab die Stellung der Prinzessin an, entwarf das Bild flüchtig, aber genial, und beantwortete ihre Fragen mit artiger Kürze. Nur von Zeit zu Zeit blickte er nach ihr hin und endete die Sitzung ziemlich früh. Die Oberhofmeisterin seufzte, als er das Zimmer verlassen hatte, nicht ohne einiges Mitleid: »Ein schöner Mann, vom besten Adel und ein — Künstler!«

Das stolze, kalte Benehmen des Freiherrn regte Armida auf, sie war eine Fürstentochter, aber auch ein schönes Weib. Das Weib wollte dem Manne die Huldigungen abzwängen, welche er der Fürstentochter versagte, und seiner Zurückhaltung setzte sie bald nur Milde und Aufmerksamkeit entgegen.

Auch Wallbrück schien jetzt weniger stolz, aber um so förmlicher, er betrachtete sie nur als Braut des Prinzen Theodor, und wich ihr aus, wenn er sie allein fand.

Was vielleicht seiner Liebe nie oder nur langsam gelingen wäre, ward (wie er sich überredete) gegen seinen Willen der Sieg seiner Kälte. Armida liebte Wallbrück mit der heißen Gluth, deren ihre leidenschaftliche Seele fähig war. Sie wußte, sie war des Prinzen Braut, sie ergab sich in ihr Schicksal; aber die wenigen Wochen, in denen sie noch nicht die neuen Fesseln trug, wollte sie einzig der Liebe weih'n, nur einmal aus Wallbrück's Munde vernehmen: »ich liebe Dich!«

Sie suchte fein und versteckt jede Gelegenheit auf, um mit ihm allein zu seyn; sie verrieth ihm fast ihre Neigung, doch Wallbrück blieb still und fremd.

Am Tage war sie fröhlich und schien glücklich, aber in stillen Nächten weinte sie heiße Thränen, daß der einzige Mann, dem ihr stolzes Herz entgegenschlug, kalt an ihr vorüberging.

Wallbrück war nicht so unempfindlich für Armida's Zauber, als er schien, aber er wußte, daß des Prinzen Braut nie seine Gattin werden konnte, und gegen ihren heimlichen Befehl streubten sich sein Stolz und sein Ehrgefühl; auch schützte ihn der Anblick Agnesens, die er gleich einer Heiligen verehrte, vor jeder Wallung der Leidenschaft. Ihre süße Stimme, ihr meisterhaftes Harfenspiel bannten den düstern Geist, und zu seinen reinsten Stunden zählte er die, wo es ihm erlaubt war, mit seiner Stimme ihren Gesang zu begleiten. Daß ihm dieses stille Wesen eben so innig als Armida liebte, nur sanfter, reiner — ahnete er nicht. Agnes wußte, daß ein unabänderliches Geschick sie für dieses Leben von ihm schied. Nach der frommen schwärmerischen Weise der Jugend meinte sie, mit seinem Scheiden sey ihr Leben beschlossen und die Erde habe ihr keine Seligkeit mehr zu bieten.

Wallbrück hatte den Fürsten um die Erlaubniß gebeten, Agnes als heilige Cécilie malen zu dürfen für die Schloßcapelle, und sie selbst meinte, kein Unrecht zu thun, wenn sie ihm gestattete, daß Bild heimlich für sich zu copiren; es war ja Alles, was sie ihm geben durfte.

Armida's Bild war zur höchsten Zufriedenheit des Fürsten gelungen. Der Tag, zu welchem der Prinz seinen Besuch angekündigt hatte, rückte näher. Schon wurden Vorbereitungen zum Empfange getroffen. Armida war bleich und still, sie schien zu wünschen, daß der Prinz niemals oder bald kommen möge.

An einem schönen Junimorgen, wo noch Alles im Schlosse still war, eilte Wallbrück hinab in den Garten, die frischen Lenzesthümer einzuathmen. Nicht ohne Ruhelos

betrachtete er von einer Anhöhe des Gartens das alte Schloß, in dem er eine holde Freundin Agnes gefunden hatte, und das liebevollende Herz Armida's. Von Beiden sollte er bald scheiden, sie vielleicht nimmer wieder sehen.

Er vernahm leichte Tritte und blickte auf; ohne ihn anzusehen, ging Armida in einiger Entfernung an ihm vorüber. Er wollte in das Schloß zurückkehren, und doch zog es ihn mächtig zu ihr hin, nur seinem Gefühl folgend, stand er im Augenblick vor ihr.

Sie hatte geweint und sah sehr mild und weich aus. Wallbrück wagte es leise und von fern nach ihrem Kummer zu fragen.

Sie hob die schönen Augen auf. — »Nicht weinen soll ich, mein Freund?« sprach sie mild, »nicht weinen, indem ich meine Freiheit an einen Mann hingeben muß, den ich nicht kenne? — der mich vielleicht nie lieben, und dem mein Herz — ach — nimmer angehören wird! O wie unglücklich ist doch die Fürstentochter!« Sie reichte bei diesen Worten Wallbrück die Hand und sagte mild: »Nicht war, Wallbrück, recht unglücklich?« Grazieus lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, als werde sie vom Uebermaß des Schmerzes gebeugt. Wallbrück zog die schöne Gestalt fest an sich, ein heißer Kuß glühte auf ihren Lippen. Stimmen wurden hörbar. Wallbrück stürzte fort. Armida blieb wie angewurzelt auf der Stelle stehen.

Seit jenem Morgen sahen sie sich öfter allein im Garten. Armida wußte der strengen Oberhofmeisterin zu entzischen; sie setzte oftmals ihren Vorstellungen: daß einsame Garten Spaziergänge der Prinzessin nicht ziemten, ein festes: »ich will es!« entgegen.

Wallbrück fühlte sich von einem Zauber beherrscht, dem er nicht entfliehen konnte.

Es war nicht das reine, heilige Gefühl himmlischer Liebe, was ihn belebte — Leidenschaft, Mitleid mit dem Schmerze des schönen Weibes, geschmeichelte Eitelkeit und ihr wunderbarer Reiz zogen ihn zu ihr hin. Welchen Mann hätte es nicht gerührt, daß sonst kalte, stolze Weib so weich und liebend zu sehen. Die Braut des Prinzen Rheodor, an dessen Seite Glanz und Huldigungen sie erwarteten, unglücklich. Und dieses Weib wollte jetzt der Königskrone, dem Glanze der Welt entsagen und mit dem armen Freiherrn fliehen. Wallbrück hatte Augenblicke, in denen er mit ihr geflohen wäre; aber bald siegte der Verstand über die Wallung des Gefühls. Er hielt es für ehrslos, den würdigen Fürsten zu kränken, dem Prinzen die Braut zu rauben, Armiden aus Glanz und Pracht in ungewohnte Einfachheit zu führen, die sie später mit Reue, vielleicht mit Abneigung gegen ihn erfüllen konnte.

An die Dauer ihrer Leidenschaft glaubte er nicht, weil sie zu heftig, zu glühend sich äußerte, und doch empfand er oft Himmelslust bei dem Gedanken, von einem solchen Weibe so geliebt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Apokryphische Thiere.

Der Drache. Der Kraken.

(Schluß.)

Bringt man dabei in Abzug, was die Ueberspannung von Leuten, die in so großer Gefahr sich befanden, ihrer Schilderung beigelegt, so kann man dessenungeachtet annehmen, daß des Kraken Daseyn wirklich erwiesen ist. Der Kraken der nordischen Meere steht mit dem der indischen in genauer Verwandtschaft. Beide gehören zu jenen Schleimthieren, die man Polypen nennt, und die sehr lange Arme haben, welche sich durch beträchtliche Fühlspitzen endigen, woran man eine oder zwei Reihen Schröpfköpfe bemerkt. Die gewöhnlichen, vollkommen ausgewachsenen Polypen sind an und für sich schon gefährliche Feinde. Sie haben ein sehr zähes Leben, und unterliegen selbst den schwersten Wunden nicht. Sie können mehrmals durchbohrt werden, ohne deshalb zu sterben. Zudem haben sie Wiedererzeugungskraft in jedem ihrer Fühlhörner, gleich der Hyder von Lerna, die vielleicht nichts als eine besondere Krakenart war.

Man behauptet, das die Polypen sich ihrer Arme bedienen, um aus dem Wasser zu kriechen, auf dem festen Lande sich zu ergehen und Bäume zu erklettern. Jede Warze der Fühlhörner verrichtet den Dienst eines Schröpfkopfes. Damit halten sie sich an den Gegenstand fest, dessen sie sich bemächtigen wollen, und es ist unmöglich, sie davon loszureißen, in sofern man ihnen nicht die Arme durchhauet, und selbst diese lösen sich erst ab, wenn sie vollkommen erkaltet sind. Die Polypen sind sehr gierige fleischfressende Thiere und halten sich vorzüglich im Wasser zwischen zerklüfteten Felsen auf, wo sie ihren Körper verbergen, und nur ihre Arme emporstrecken, um ihre Beute damit zu ergreifen.

Belonius hat einen Polypen gesehen, der sich länger als eine Stunde in dem Hafen von Corcyra mit einer Krabbe herumgeschlagen. Man weiß nicht genau, wie groß die Polypen werden können; aber neben denen, welche dieses außerordentlichen Schleimthiers Daseyn bezeugen, gibt es andere Naturforscher, welche daran nicht zweifeln, und den Polyp des Plinius ohne Widerspruch annehmen. Dieses Ungethüm hatte einen Kopf, so groß als ein Fünfschalen-Amphorenfaß. Seine Fühlhörner, die nebst dem Kopfe dem Lucull gebracht wurden, waren 30 Fuß lang, sehr knotig, gleich Keulen, und so dick, daß ein Mann mit beiden Armen sie kaum zu umspannen vermochte. Die Saugwerkzeuge waren Becken ähnlich, und die Zähne waren verhältnißmäßig groß. Was man von dem Körper aufbewahrte, wog 700 Pfund. Dieser Polyp hatte die Gewohnheit, dem Meere zu entsteigen und die Behälter zu besuchen, worin sich gesalzenes Fleisch befand. Die Wächter, welche man dieser Diebstähle wegen selbst in Verdacht hatte, umschlossen den Platz mit starken und hohen Palissaden. Vergebens. Der Polyp kletterte zuerst auf einen in der Nähe befindlichen Baum,

gab sich einen Schwung und gelangte in den Umschluß. Auf ähnliche Weise entrann er ihm wieder. Erst durch Hunde, die man während der Nacht frei herumlaufen ließ, kam man dem geheimnißvollen Räuber auf die Spur. Aber erschreckt durch des Ungeheuers Größe und zurückstoßende Gestalt, wagten die Wächter anfänglich nicht, es anzugreifen. Seine Farbe hatte sich durch den häufigen Genuß des gesalzenen Fleisches ganz verändert, und der von ihm verbreitete Gestank war unerträglich. Nach einem von Hund und Menschen bestandenen wüthenden Kampfe gelang es endlich, den Polyp zu tödten.

Nelian berichtet, daß die Polypen mit der Zeit eine ungeheure Größe erlangen, daß sie hinter den Wallfischen nicht zurückstehen. Es handelt sich in seiner Erzählung um einen Polyp, der die Waarenlager iberischer Kaufleute verwüstete, weshalb man ihm eifrig nachstellte und ihn endlich mit Netzen in Stücken hieb, ganz auf dieselbe Weise, wie Holzhauer Bäume fällen und zerhauen.

Meine Laune.

Heut bin ich Zuckerlast
Und morgen Pfefferkraut,
Heut bin ich Feindeskraft
Und morgen Schmeichellaut.

Heut bin ich heit'rer Tag
Und morgen Nachtgedächz,
Heut Nachtigallenschlag
Und morgen Kräh'ngelkrächz.

Heut bin ich leichter Muth
Und morgen schwere Noth,
Heut frische Lebensgluth
Und morgen matt zum Tod.

Heut bin ich Wahrheit nur
Und morgen Lügegeist —
Dies Alles, wie die Schnur
Des Schicksals an mir reißt.

G. v. Hagen.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Berlin, den 16. April 1836.

(Schluß.)

Dies wirkte; der Gedanke, als eine Verbrecherin auf ihre alten Tage in ein Gefängniß abgeführt zu werden, erschütterte sie so sehr, daß sie jetzt Alles eingestand; das versiegelte bei ihr deponierte Paket wurde herbeigebracht, entsiegelt, und enthielt ebenfalls — nichts, als alte Zeitungsblätter.

Die Vernehmung dauerte bis spät in die Nacht. Mittlerweile harrten in der Villa die von ihr Zurückgelassenen mit Ungeduld und Kengsten auf sie; sie konnten sich das lange Ausbleiben der Wilke nicht erklären. Da rollte endlich ein Wagen heran und hielt vor der Villa. Die Wilke, im Zustande der höchsten Erschütterung trat in solche; man kam ihr entgegen und fragte besorgt: Was sich ereignet habe? — Ehe sie aber noch antworten konnte, waren ihr zwei Polizeibeamten auf dem Fuß gefolgt. Sie versiegelten Alles und sie mußte darauf mit diesen wieder in den Wagen steigen, um nach der Stadtvoigtei gefahren zu werden, wo sie in ein Criminalgefängniß abgeliefert worden ist, und ihr nun der Proceß gemacht wird.

Sie soll, wie es heißt, ahnend, daß das Schwert der Justiz über ihrem Haupte geschwebt habe, schon im Begriff gewesen seyn, nach Hamburg zu flüchten, um von dort ein anderweitiges sicheres Asyl zu suchen.

Der Uebelstand, dem die Fischmärkte herbeiführen, wird nun gänzlich abgestellt werden, denn alle noch bisher bestandenen Fischmärkte, der Gendarmenmarkt, der Spitalmarkt, der Cöllnische Fischmarkt und der in der Poststraße sollen eingehen, und dagegen nur ein großer Fischmarkt hinter dem Mühlenbamm auf der Fischerbrücke, wo nun die früher auf der einen Seite auf Pfählen im Wasser gestandenen Häuser sämmtlich verschwunden sind, auf einem großen Platz an der Spree belegen vor dem Inselgebäude etablirt worden. Zu diesem Ende ist dort auch

eine hinlängliche Anzahl von Plumpen angebracht, aus welchen die Fische in ihren Behältern immer hinlänglich mit frischem Wasser versehen werden können, und das seinem Zweck nicht mehr entsprechende in die Spree geleitet werden kann. Der Einkauf der Fische wird allerdings dadurch für die entfernten Gegenden erschwert. Es gehen aber schon jetzt Weiber und Männer in den Straßen umher, welche entweder Fische im Allgemeinen ausschreien, oder Krebse, Aale und Stinte. Die Zahl solcher Frauen und Männer wird sich bald vermehren, und sie werden, ihres Vortheils wegen, sich gewiß die entlegensten Gegenden zur Heilbietung von Fischen wählen, wo sie den meisten und sichersten Absatz erwarten können.

Durch die neue Bauakademie auf der Stelle, wo ehemals der alte Pachtos stand, hat Berlin nicht nur ein neues sehr schönes öffentliches Gebäude, sondern durch die Begräumung der an der Spree befindlichen Nebengebäude des ehemaligen Pachtos eine neue Straße erhalten, die durch die Hintergebäude der Häuser auf der Schloßfreiheit, welche an der Spree liegen, eine recht pittoreske Aussicht gewähren, und wer seinen Weg von der Schleusenbrücke nimmt, dem präsentirt sich imponierend eine Fronte des schönen Zeughauses, die große Schloßbrücke, der Lustgarten mit dem breiten Museum und seiner noch breiteren Inschrift. Ein großer, das Auge beleidigender Uebelstand ist nur, daß die eine Seite der neuen Bauakademie durch die auf dem Werder'schen Markt stehenden Häuser ganz verdeckt wird, so wie auch die neuerbaute Kirche auf diesem Marktplatz durch die Hintergebäude der Falkonierstraße eingengt ist, so daß man nicht einmal, wie um andere Kirchen, um sie ungehindert herumgehen kann. Es ist indeß jetzt um so mehr zu hoffen, daß diese Uebelstände bald gehoben werden dürften, da des Königs Majestät die zu solchen Bauten jährlich bestimmten sehr bedeutenden Summen von jetzt ab, nur zur Verschönerung der Stadt verwenden zu lassen geruhen wollen, und befohlen haben, die Pläne dazu zu entwerfen und zur Approbation einzureichen.

Es heißt, daß nun auch der Canal aus der Spree über das Köpnickers Feld bis zum Schafgraben gezogen werden wird; ein Haupterforderniß, wenn der Häuserbau auf dem Köpnickers Felde realisiert werden sollte. Hoffentlich wird auch dann bald der schmale Durchgang über eine kleine Brücke, der von der Taubenstraße nach dem Hausvoigteiplatz, und wo diese Straße an der Brücke eine Sackstraße bildet, mit den dort befindlichen Schlächterscharren wegsallen, und eine freie Communication mit diesem Plage und der Umgegend stattfinden. Eine Erweiterung des Weges über die Schleusenbrücke nach dem Schloßplatz, und vorzüglich in der so volkreichen Königsstraße, wo das hervorragende Rathhaus fast gar keinen Raum für die Fußgänger gestattet, steht um so mehr zu erwarten, da der Magistrat und die Stadtverordneten sich schon längst bereitwillig erklärt, zu dem Bau eines neuen Rathhauses so viel aus dem Communalvermögen beizutragen, als der Zustand der Finanzen erlaubt. Die Stadt ist aber, während des Krieges, mit großen Schulden belastet worden, deren Zinsen schon einen großen Theil ihrer Revenüen absorbiren; diese so viel und so bald als möglich zu tilgen, bleibt immer das Hauptaugenmerk.

Stuttgart, Ende März 1836.

Ein großes Ereigniß nimmt die Gemüther aller Bewohner Stuttgarts, welche Gedrucktes lesen können, in Anspruch; das ist die Feier des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst. Nämlich unter des Baron und Kammerherrn von Cotta, des jungen Buchhändlers, Vorsitz soll ein großes Mahl eingenommen, und soll sich über diese nützliche Erfindung, welche Herrn Cotta schon so viel eingetragen hat, sehr gefreut werden. Die vier berühmtesten Gelehrten Stuttgarts, Menzel, in dessen Geist der Geschichte man nichts als Geist und Geschichte vermißt; Hauf, der sich dadurch berühmt gemacht, daß sein Bruder, der bekannte Schriftsteller, ihm die Redaction des Morgenblattes erblich hinterließ; Reinbeck, der größte Dichter nach Schiller und Goethe, und der idyllische Schwab, lauter gehorsame Diener und resp. Soldner des Baron von Cotta, haben einen Comité gebildet, welcher sich seit lange schon beräth und bespricht, wie eines Jeden Verdienste gehörig hervorgehoben werden können, und wie viel Vorbeerkränze ein Jeder bei diesem Fest erhalten soll. Man ist über die Anordnung des Mahles (die Hauptsache), über die Beiträge der Buchdruckergehilfen (jeder in ganz Stuttgart wohnende muß wöchentlich sich 6 Kr. abgeben lassen, welche alle in eine große Casse fließen, die man bei der Feierlichkeit selbst zur Deckung der Kosten öffnen will), über die Processionen, Neben u. einig; aber der Teufel bringt immer etwas daren, damit uns der Ehrentitel „Schwaben“ doch ja nicht entzogen werden könne. Nachdem man nämlich lange genug über Alles debattirt, 6 Monate lang überlegt und sich besprochen hatte, kam es zufällig Einem ein, einen einzigen einfachen Einfall zu haben — er frug nämlich wenn?

Da standen die Dachsen am Berge (figürlich — natürlich)! Wenn sollte man das große Fest feiern? Schon 1420!

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung C. F. Hartmann in Leipzig.

kamen nach chinesischer Art gedruckte Bücher vor; Gutenberg legte in Straßburg 1435 eine Druckerei an; 1440 schaffte er sich hölzerne bewegliche Lettern an; 1445 ließ er sich in Mainz nieder, wo er mit Johann Faust (1449) sich verband, worauf des Letztern Schwiegersohn die gegossenen Buchstaben erfand (1452), und nun erst die eigentliche Typendruckerei bestand. Alle diese Jahreszahlen stehen auf der Liste und machen auf große Freiheitslieben Anspruch. Wer soll da entscheiden? Die berühmtesten Gelehrten des Schwabenlandes: Menzel, Hauf, Reinbeck und Schwab sind uneinig; — es müßte denn allein die gewichtige Stimme des erhabenen Ewald (der jetzt auf 8 Tage nach Paris gereist ist, um ein Buch über die kleine Stadt zu schreiben, so wie er ein ähnliches nach einer 14tägigen Reise über Tyrol schrieb) dies können, da er durch seine Theaterrevue auch zu den Cottaisken gehört, und mithin nothwendig Sig und Stimme in den großen Beratungen hat. — Wer hilft hier aus? Selbst die Zeitungen haben sich bereits in den Streit gemischt; allein während diese sagen, man solle sich den Norddeutschen anschließen, welche erst 1840 das Fest begehen wollen, schreiben die hiesigen Commis, zu denen der ehemalige Buchhändler und Verlagshändler Köstlin gleichfalls herabgestiegen ist (der Mann fühlte sich zu wohl, ging hin, verkaufte seine beiden Handlungen, die eine an Köhler, die andere an Beck und Fränkel, und wird zweiter, sage zweiter [nicht einmal erster] Diener bei Cotta, obgleich er an 40,000 Th. baar im Vermögen hat, und setzte so den berühmten Waise seines Vaters, durch diesen kühnen Streich die Krone auf) laut und ausdrucksvoll, daß sie sofortige Feier des Festes verlangen, widrigenfalls sie ihre Beiträge zurückziehen wollten. So kürzt Alles in babilonische Verwirrung, und kein Thurm ist da, der den Zerstreuten zum Anhaltspunkte und Sammelplatz diene, kein Sprachmeister ist da, der ihre Verwirrung löste.

Zum Glück sind noch einige gräßliche Geschichten vorgefallen, welche doch der Unterhaltung einigermaßen zum Stützpunkt dienen. Erstens ist ein Mensch von einem Pferde, das ihm aus dem Sattel warf, nicht zu Tode, sondern zu Fegen geschickt worden, von dem ganzen Menschen fand man weiter nichts als einen Fuß, der im Stiefel steck, welcher im Steigbügel hing. Alles Uebrige war bei dem wüthenden Galopp des Pferdes in kleine Stückchen von ihm gerissen worden, so daß nur hin und wieder ein paar Luchtlappchen an einen Baum oder einen Felsen, den er gestreift, gefunden wurden. — Dann hat eine Privatgesellschaft (das Museum) einen öffentlichen Garten (die Silberburg) zum Privatgebrauch gekauft, was alle Welt empört, obwohl Niemand diesen öffentlichen Garten besuchte. — Dann hat eine Magd ein Kind, aus Rache gegen dessen Eltern, mit Schwefelsäure vergiftet. — Ferner hat eine Frau sich ertränken wollen, ward aber glücklich noch erwischt, als sie mit dem linken Hinterfuß probirte, ob das Wasser auch nicht etwa zu kalt sey. — Dann soll eine Runkelrübenzuckerfabrik hier errichtet werden. — Genug des Gräßlichen für diesmal, ich will sie mit so traurigen Bildern nicht ferner unterhalten.